

Leseprobe



www.gorillaverlag.com

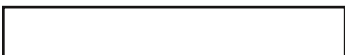
Frau Schnieder kehrt heim, Johanna Wohlgemuth

Erste Auflage, Mai 2017

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie
der Übertragung durch Rundfunk, Fernsehen oder digitale Medien.

ISBN 978-3-9816897-1-6

© Gorilla Verlag, Inh. Laura Bruning (2017)



Kapitel 1

*Wie die Uhr dreizehn schlägt
und Frau Schnieder ins echte Leben muss.*

Die Uhr schlägt dreizehn. Nein, nicht dreizehn, nur zwölf. Sie weiß nicht, warum sie dreizehn denkt. Die Uhr schlägt zwölf, jetzt hat sie es. Aber eigentlich ist es auch ziemlich egal. Beide Hände hat sie im Schoß gefaltet und ihre Augen, merkt sie, sind weit und starr. Sie hört das Ticken der Standuhr am anderen Ende des Raumes, das sagt, es sei höchste Zeit. Doch Frau Schnieder bewegt sich nicht.

Weil sie die Uhr vergisst und auch nicht mehr hinsieht, was der Minutenzeiger macht, weiß sie nicht, wie lang sie dort schon sitzt, als dann die Tür aufgeht. Diese eine Tür, durch die sie gehen soll und die sie schon ziemlich lange nur anstarren kann.

»Frau Schnieder?« Eine Schwester in weiß, in der Tür hängend. »Kommen Sie?«

Augen schließen, durchatmen, Augen öffnen. Frau Schnieder blinzelt und sieht aus, als würde sie erwachen. Die Hände, die verkrampft sind, zieht sie endlich auseinander. Dann steht sie auf, langsam. Automatisch greift die linke Hand die Tasche auf dem Stuhl neben sich. Dass man seine Sachen nicht rumliegen lässt und auf keinen Fall vergessen darf, das hat sie schon lang gelernt. »Wenigstens das!«,

meint Mutter im Kopf – und schließlich, fast torkelnd, verlässt Frau Schnieder das Wartezimmer und folgt der Frau durch die Tür.

»Frau Schnieder! Setzen Sie sich ruhig.«

Sie schaut auf. Die dunkle Stimme stammt von dem Mann, der hinter einem robusten Schreibtisch sitzt. So einen hat der Eduard auch gehabt. Dunkles, gutes Holz. Aber das ist auch schon lange her. Eine Hand des Arztes ist ausgestreckt und deutet auf den Sessel ihm gegenüber. Sie setzt sich. Wie es dem Herrn beliebt, geht ihr durch den Kopf. Die Finger, die hat sie in die Tasche gekrallt.

»Hallo, Frau Schnieder. Wie geht es Ihnen heute? Sie sehen blass aus. Nervös?«

Ein Nicken. Mehr kann sie nicht, wo sie doch eigentlich gar nicht weiß, was sie sagen soll.

»Gut. Wir haben Ihnen, wie Sie wissen, ein Zimmer und eine erste Arbeit besorgt. Es ist zunächst nicht viel, aber ich denke –«

»Ich will nich!« Ein Ausbruch.

Erst überrascht, dann wieder völlig gefasst, tröstet der Doktor: »Aber, aber, Frau Schnieder. So etwas! Natürlich wollen Sie. Nur Angst haben Sie jetzt. Warten Sie nur, wenn Sie gleich draußen sind. Frei durch die Straßen gehen können! Natürlich wollen Sie raus. Darauf haben wir doch hingearbeitet. Wie glücklich Sie sein müssen, dass die Therapie erfolgreich war! Also, Frau Schnieder. Ich schreibe nun den Abschlussbericht. Schwester Dora bringt Sie zur Tür und gibt Ihnen den Wohnungsschlüssel

sowie die Adresse von Ihrem Arbeitsplatz. Am besten nehmen Sie sich ein Taxi. Sie kennen Ihre neue Adresse?»

»Ich will nich ...«, zaghaft. Komisch, denkt sie, wie die Stimme in solchen Momenten klingt.

»Na gut, ich schreibe sie Ihnen noch mal auf. Bitte. Schwester Dora kommt sofort.«

Der Doktor schreibt, Frau Schnieder sitzt, verkrampft und regungslos. Noch einmal setzt sie an: »Hören Sie, Doktor Fering. Ich –«

Die Tür geht auf.

»Da ist ja die Glückliche! Na, nich so schüchtern! Kommen Sie, ich bring Sie zur Tür. Der Wärter weiß schon Bescheid und hat alles vorbereitet. – Doktor, haben Sie die Entlassungspapiere? Danke. – Gut, Frau Schnieder. Dann wollen wir mal.«

Schwester Dora fasst sie unter und schleppt sie regelrecht zum Wärter.

»Ich –«, fängt sie wieder an, auch wenn sie eigentlich schon weiß, dass niemand hört.

»Oh, wie glücklich Sie sein müssen! Jetzt waren Sie so lang hier und nun endlich sind Sie gesund und können wieder hinaus. Das echte Leben! Stellen Sie sich vor! Das passiert nich jeden Tag. Nich jeder hat Ihr Glück!«

»Ja.« Frau Schnieder hat aufgegeben. Widerworte bringen nichts. Vielleicht ist es tatsächlich allen egal. Verstehen sie denn nicht? Warum nur glauben alle, dass sie Glück hat?

Weil sie nicht weiß, wohin mit ihren Sorgen, muss sie sie schließlich runterschlucken.

»Also. Auf Wiedersehen, Frau Schnieder. In einer Woche sehen wir uns ja zum Kontrolltermin. Vergessen Sies nich! Dann haben Sie sicher einiges zu erzählen. Hier ist der Schlüssel für Ihre Wohnung. Ein Taxi ist bestellt. Haben Sie die Adresse? Gut. Ach ja. Der Wärter gibt Ihnen noch Ihre Sachen. Geld fürs Taxi haben Sie ja dann, denk ich? Bald verdienen Sie Ihr eigenes Geld. Ach Gott, was Sie für ein Glück haben! Wie froh ich bin, so was auch mal erleben zu dürfen. Kommt ja nich oft vor! Also, machen Sies gut!«

Die Tür fällt ins Schloss. Frau Schnieder steht davor. Steht allein an einem fremden Ort.

Glück? Sie erinnert sich an das Glück. Und nein, so wie jetzt, so ist das wirklich nicht. Nun ist sie auf sich gestellt und wie es weitergeht, das kann sie sich einfach nicht vorstellen.

Was ist eigentlich dieses echte Leben? Hat sie je behauptet, es zu wollen?

Sie will noch weiter denken und sich sorgen, als das Taxi hupt und sie erschreckt. Da kann sie nur noch schnell ihre kleine Tasche beim Wärter holen. Der ist sogar so nett und hilft ihr mit dem Kofferraum, bevor er wortlos wieder verschwindet.

Als sie sich dann in den Wagen setzt, weiß sie nichts mehr und hat auch die Adresse vergessen.

»Tach, Frollein, wohin wolln Se denn?«

Sie denkt nach, fieberhaft. Die Adresse. Wie ist die nur?

»Hörn Se, wolln Se wo hin? Oder nich? Hab keine Zeit für so Späße. Wenn Se das komisch findn, kann ich Ihnen nur sogn –«

»Nein, Moment. Ich hab die Adresse.«

Sie kramt den Zettel aus ihrer alten Handtasche und gibt ihn an den Fahrer. Nicht mal ihre Adresse weiß sie ohne Hilfe von einem blöden Doktor. Verdammte richtige Welt. Wie soll man hier leben können?

»Ham Se wen besucht, Frollein? Hatt mal nen Kuseng, dessn Frau war auch inner Klappse. Hab se einmal besucht. War aber nich so verrückt. Aber da sind ja Leute drin! Die sind ja völich Gaga. Gott sei Dank sind die weggesperrt! Die würdn ja unsereins nur erschreckn. Hörn Se, wen ham Se denn besucht? Wen Nahverwandtes? Nen Freund vielleicht?«

»Niemanden. Ich bin heute entlassen worden.«

»Oh. Na denn, Glückwunsch auch. Sehn aber auch normal aus, Frollein. Hab ich jetzt nich gedacht. Warum holt Se denn niemand ab? Alle was zu tun, ja? Is ja auch mittn inner Woche. Müssn alle arbeitn, wie?«

»Ich hab niemanden.«

Endlich schweigt der Taxifahrer.

Sieht sie normal aus? Ist sie verrückt? Bekloppt? Gaga?

Sie will zurück in ihr Bett. In ihr verrücktes Krankenhausbett, Klappsenbett. Will sich neben die bekloppte Lise legen, die Gaga-Lise, die wirklich ihre beste Freundin geworden ist. Sie will den Pudding essen, den es heute als Nachtisch geben soll, und der wahrscheinlich grade angerührt wird. Sie will einen weiteren Strich in ihren Schrank ritzen, in den weißen, neutralen, sterilen Schrank,

der ihrer gewesen ist für die letzten neunhundertsiebenundfünfzig Striche. Sie will mit dem Pfleger Konrad scherzen und über die Schwester lästern, die ihre Haare rot färbte und kurz schnitt, dass sie aussah wie ein Mann. Das ist grade Mode, hat Konrad ihnen erklärt, aber Frau Schnieder hat nicht verstanden, warum die Frauen jetzt nicht mehr hübsch sein wollen. Lise meinte, vielleicht ist sie ja eigentlich ein Mann, und seitdem haben sie auch immer so getan und auch nur noch ›Schwester Kerl‹ gesagt.

Und ja, der Name ist doof und kindisch und gaga, das Namengeben ist überhaupt völlig bekloppt. Aber zum Teufel noch mal! Sie möchte einfach nur wieder verrückt sein, wieder Gefangene in der Klappse sein. Endlich wieder daheim sein dürfen. Auch wenn sie nie gedacht hat, dass sie sich in der Anstalt mal zu Hause fühlt, vor allem am Anfang nicht, jetzt will sie nur zurück. Mehr will sie wirklich nicht.

Das Taxi fährt durch das Viertel, vorbei an herrschaftlichen Gebäuden, grünen Gärten, teuren Autos. Frau Schnieder kennt die Gegend gut. Sie und Lise waren oft hier unterwegs gewesen, am liebsten waren sie in den ›Park‹ gegangen. Natürlich, eigentlich ist es kein Park, sondern ein Fleckchen Grün zwischen zwei Häusern. Privatbesitzschilder und Zäune hatten jede andere Wiese in der Gegend unbegehrbar gemacht. Unerreichbar für zwei Irre. Aber dieses Stück Natur gehörte niemandem und irgendwann war es ihres

geworden. Wenn sie Ausgang hatten, saßen sie dort unter dem einen Baum, der auf der Fläche der einzige war. Eine Birke ist das gewesen. Weißer Stamm und Blätter, die Musik machten.

Irgendwann kommt das Taxi in andere Gebiete. Hochhäuser, Ameisenkästen. Hier werden Menschen gestapelt, signalisiert das Grau, das in den Himmel greift. Grün ist hier auch nichts, außer der Plakate, die die Haltestellen schmücken.

Das Taxi hält, Frau Schnieder zahlt. Zahlt mit Geld, das sie bald selbst verdienen soll und niemals haben wollte.

Als sie endlich mit beiden Taschen in ihrer Wohnung steht, in ihrem Zimmer, in dem Loch, das nun ihr Zuhause sein soll, realisiert sie, was passiert ist.

Sie wird heute Nacht nicht neben Lise liegen, nicht ihrem Atem und Schnarchen horchen, bis sie selbst wegdämmert. Sie wird nicht den Geruch des frisch bezogenen Bettes einatmen und das ewig verdammte Ticken der viel zu lauten Wanduhr hören. Nein. Heute nicht. Morgen nicht. Nie wieder. Und dann klappt sie zusammen und denkt nichts mehr.

Kapitel 2

*Wie Frau Schnieder ein erstes Mal Besuch
und etwas zu tun bekommt.*

Ihr fällt auf, dass sie neben der offenen Haustür sitzt, also macht sie sie zu. Dann klingelt es. Zuerst reagiert Frau Schnieder nicht. Immerhin ist es eine neue Klingel an einer neuen Haustür. Dass jemand sie besuchen will, überhaupt, dass jemand was von ihr will, auch noch jetzt, damit hat sie nicht gerechnet. Als dann geklopft wird und sie endlich merkt, dass sie gemeint ist, öffnet sie.

Und auch wenn Frau Schnieder nur eine unbekannte rundliche Frau in Schürze und mit grobem Gesicht sieht, ist es doch die Vermieterin.

»Ach ja. Sie müssn Frollein Schnieder sein? Schön gutn Tach auch. Ich bin Hannelore Piberg, wenn ich mich vorstelln darf – die Vermieterin dieser Räume. Ham Se sich schon umgesehn? Is nich wie die Häuser am Ende der Stadt, aber Sie ham ihr eigenes Bett und das Wasser fließt auch. Sicher. Beschweren könn Se sich. Aber für das bisschen Miete könn Se nich zu viel wolln. War mir ja unsicher wegn Ihnen, weil Se doch ... Aber Sie sehn ja normal aus. Verstehn Se mich nich falsch. Man weiß ja nie bei solchn Sachn. Gut. Abort is im Treppnhaus, werdn Se sich ja denkn könn. Ich wohn im drittn Stock, wenn Se noch Fragn ham. Wollt nur mal vorbeiguckn und sehn, wer Se so sind ... Miete is immer am Samstach fällich,

Sonntachs verdien Se ja eh kein Geld. Sechs Mark. Vergessn Se das nich! Dass Se hier erst mal wöchentlich zahln könn, da könn Se dem Herrn Doktor dankn. Wird sich dann aber noch ändern, nur dass Se das auch schon mal wissn. Also zumindest, wenn Se bleibn, wovon ich mal ausgeh. – Ach ja, Brot und Zeuch hab ich gekauft. Liecht direkt überm Herd. Rechnung auch. Das Geld könn Se mir bei Gelegenheit gebn. Aber lassn Se sich damit nich zu viel Zeit. Hab auch hungrige Mäuler zu stopfn! Da könn Se froh sein, dass Se keine Kinder ham. Also, ich verabschiede mich«, und sie geht.

Nicht mal ›Guten Tag‹ hat Frau Schnieder sagen können, so sehr war die auf ihr Gerede konzentriert. Was soll sie von so einer wie der Piberg halten? Ob die wohl trotzdem nett ist? Das mit der Wochenmiete jedenfalls und vor allem, dass die noch was eingekauft hat auf Pump, das ist schon sehr freundlich. Vielleicht ist die nur grade im Stress und hat viel zu tun, denkt Frau Schnieder. Sie will glauben, dass der Mensch im Grunde gut ist, das war schon immer so, selbst Mutter hat es ihr nicht austreiben können. Deshalb denkt sie auch, die Piberg ist bestimmt ganz nett und kümmert sich. Nur hat die vielleicht Angst, das was sie hat und bieten kann, könnte anderen nicht reichen. Oder vielleicht hat sie auch schon so Leute dagehabt, die gemeckert haben. Und das mit den Kindern, na ja. Woher soll die Piberg denn wissen, dass sie doch den Josef ... Also, dass der Josef ihr Sohn ist. Sie wird bestimmt noch erfahren, wie die Piberg denn wirklich ist.

Weil Frau Schnieder dann keine Lust mehr hat zu denken, wo es doch nichts bringt, und weil sie auch sonst nichts zu tun hat, schaut sie sich jetzt erst mal um, auch wenn es da eigentlich nicht viel zu sehen gibt. Vom kleinen Flur geht es rechts in die Küche, in der ein Tischchen mit zwei Stühlen steht. Viele Schränke gibt es hier nicht und auch nur zwei Herdplatten. Aber sie wird schon zurechtkommen. Mehr Sorgen macht sie sich um das Kochen selbst. So lange hat sie es nicht gemacht, vielleicht hat sie es sogar verlernt? Sie befühlt die rauen Herdplatten und öffnet dann die Schränke. In dem einen Fach liegen die Einkäufe von der Piberg, genau wie sie es gesagt hat. Auch mit Rechnung. Im anderen Schrank gibt es Geschirr. Selbst wenn es nicht mehr als ein kleines, vielfarbiges und eigentlich unordentliches Sammelsurium ist, kann Frau Schnieder es doch gut gebrauchen, denn sie selbst hat ja doch kein eigenes mehr.

Vom Flur geradeaus geht es in ein winziges Zimmer, das völlig zugestellt wirkt, obwohl es darin nichts gibt außer einem sehr schmalen Holzbett mit dünner Matratze, aber immerhin sauberen Laken, einer alten Holzkiste, die als Nachttisch dient, und der Kommode, die wohl wenigstens irgendwann mal teuer gewesen sein muss. Zumindest sieht sie sehr schwer aus.

Sie denkt an ihre frühere Wohnung, an die drei Zimmer, die sie damals bewohnt haben, als das Leben für alle noch in Ordnung war. An ihre helle Küche mit den hölzernen Möbeln, an den Schrank ihrer Großmutter mit den klemmenden Schubladen

und an den gemütlichen Teppich im Schlafzimmer, über den sie morgens gerne barfuß gegangen war.

Frau Schnieder seufzt und versucht, an etwas anderes zu denken. Der Vergleich mit früher ändert auch nichts. Lieber befühlt sie die verfärbten Vorhänge und schaut dann noch kurz aus dem Fenster, betrachtet das löchrige Kopfsteinpflaster und die vereinzelt Menschen, die darüber laufen. Schließlich vergleicht sie ihre neue Wohnung mit dem Zimmer in der Klinik. Sie muss zugeben, das war wirklich sehr klein, vor allem für zwei Leute, auch wenn es sie nie so richtig gestört hat, wo es doch die Lise war, die mit ihr dort gewohnt hat.

Dann beendet Frau Schnieder den Rundgang – genau genommen waren es nur sechs Schritte – und packt die Tasche aus. Das geht schnell, sie besitzt eigentlich nichts. Nur ein paar Kleinigkeiten. Ihr Taschentuch mit der Blumenstickerei legt sie auf den Holzkisten-Nachttisch. Es riecht noch nach Irrenhaus und schon lang nicht mehr nach Mutter.

Der Ring – nein, den lässt sie in der Tasche. Da ist er sicherer als in dieser fremden Wohnung. An ihrem Finger hat er lange nichts mehr zu suchen, sagt der Doktor. Recht hat er. Dann ist da noch der Stein von Lise. Den legt sie aufs Bett. Außerdem das Bild vom Josef, das legt sie aufs Taschentuch. Einen Rahmen braucht sie noch, das wäre schöner.

Ihre Kleidung kommt in die Kommode, die wirklich ziemlich robust ist, aber in der bestimmt Holzwürmer hausen. Das war es. Mehr hat sie nicht. Nicht mal eine Zahnbürste, denn die hat sie liegen lassen. Mutter sagt zwar: »Is ja wieder

typisch!«, »Vorhin hast du noch gedacht, du hast gelernt, dass man seine Sachn nich vergisst«, und: »Was das wieder kostet, das wär ja gar nich nötig!«, aber Frau Schnieder denkt nur: Gott sei Dank, wenn sie die Zahnbürste jetzt kaufen geht, dann hat sie wenigstens etwas zu machen. Geld hat sie auch noch ein wenig und wo ein Laden dafür ist, das will sie Frau Piberg fragen.

Kapitel 3

*Wie Frau Schnieder ausgeht,
um eine Zahnbürste zu kaufen
und auf dem Bordstein landet.*

Sie klopft und die Tür öffnet sich. Kindergeschrei, dann verbreitet sich ein Geruch nach Salzkartoffeln im Treppenhaus. Bevor Frau Schnieder etwas sagen kann – schon wieder kein ›Guten Tag‹! Sie muss ja furchtbar unhöflich wirken – legt die Piberg schon los:

»Was wolln Sie denn hier? Vorhin ham Se den Mund nich aufgekreicht und nu stehn Se da. Also? Ich hab zu tun, wie Se sehn.«

»Ja ... Entschuldigen Sie die Störung. Ich wollt nur fragen, weil ich mich hier doch noch nich so auskenn, wo man Badartikel kaufen kann?«

»So. Die Seife reicht also nich. Ham wohl höhere Ansprüche, die Dame? Ich bin doch keine Stadtkarte.«

»Nein, nein. Ich hab nur keine Zahnbürste, die hab ich leider liegen lassen, da wollte ich eine kaufen. Die Seife ist schon in Ordnung. Auch vielen Dank noch, weil ich es doch vorhin versäumt hab zu sagen, dass Sie sich die Mühe gemacht haben, schon mal was zu kaufen für mich. Ich hoff, es hat Sie nich zu viel Zeit gekostet.«

»Na, wenn dem so is. Is doch immer nett, nen Danke zu hörn, auch wens spät kommt unds mir

eigentlich lieber wär, Sie würdn die Rechnung gleich zahln. Jedenfalls, um die Ecke gibts nen Ladn. Aus der Haustür raus, rechts und nach fünfhundert Metern links rein, da kommt auf der linkn Seite ne Drogerie. Die ham wohl Zahnzeuch.«
»Danke, Frau Piberg. Vielen Dank. Wenn ich das Geld hab, bring ich es Ihnen auch sofort.«
»Da geh ich von aus, dass Se mir das bald bringn. Na, Hauptsache sreicht für die Zahnbürste, wie? Wenn Se mich jetzt entschuldign wolln.«
Und dann ist die Tür schon zu. Sie steht draußen. Steht allein, auf sich selbst gestellt, und geht schließlich, um eine Zahnbürste zu kaufen.

Auf dem Weg zum Markt trifft Maren Schnieder Herbert Mörnikke. So Typen wie Mörnikke trifft man oft im Leben, aber selten in solchen Momenten, in denen man sich auf sie einlässt. Der Mann an der Straße – noch weiß Frau Schnieder ja nichts davon, dass er Mörnikke heißt – ist ein älterer, fast grauer Herr mit leeren Augen. Sein Anzug ist wohl mal schwarz gewesen und schlottert um seine Beine. Das Jackett ist durchzogen von Löchern.

»Hörn Se, Frollein. Ham Se nich vielleicht nen bisschen Kleingeld für nen arm Mann? Hab von Anfang bis Ende im Krieg gedient und gebs auch ganz bestimmt nich für was Dummes aus. Is nur so, ich hab nix. Und essn, das wär mal was ... Also, wolln Se nich vielleicht was Gutes tun?«

»Ich, äh ...« Nur Stottern kann sie. »Ich – ich kann nich. Leider. Ich brauch es doch selbst. Das bisschen, was ich hab. Ich –«

»Is gut, Frollein. Verzeihn Se nem hungrign Mann. Wollt Se nich erschreckn. Gehn Se nur weiter. Gehn Se ruhich.«

Seine kurzen Arme mit den schmutzigen Fingern winken Frau Schnieder fort und sie stolpert um die nächste Hausecke. Die Wand, an der sie lehnt, ist vollgeschmiert. Plakate mit Persilwerbung und Parolen wie *Krieg dem imperialistischen Kriege!*, *Schluss mit diesem System!*, *Unsere letzte Hoffnung: HITLER* verdecken den schmutzigen Backstein.

Sie muss zu Atem kommen. Im Krieg ist er gewesen, hat er gesagt. Genau wie der Josef und auch wie ihr Eduard. Nein, nicht mehr ihrer. Das muss sie sich merken. Vielleicht kann der Mann nichts dazu, dass er dort steht und betteln muss. Trotzdem ist sie erschrocken, als würde er sie ausrauben wollen. Vielleicht steht sie auch bald auf der Straße und braucht Geld. Immerhin ist sie jetzt im wahren Leben, in der richtigen Welt.

Hunger hat er gehabt. So dünn wie er ist, kann man ihm glauben.

Sie nimmt das bisschen Geld aus der Rocktasche und zählt. Nein, da bleiben nur ein paar Pfennig. Nicht genug für was zu essen. Aber sie hat Brot in der Wohnung, fällt ihr ein. Nur, soll sie ihm zeigen, wo sie wohnt? Kann sie ihn tatsächlich mitnehmen in die Wohnung, traut sie sich das? Eigentlich sieht er nicht aus, als wollte er was tun.

Wenn er noch da ist, denkt sie. Ja, wenn er noch da ist, wenn sie mit der Zahnbürste kommt, dann überlegt sie noch mal. Jetzt kommt sie auf keine

Lösung und Entscheiden war nie ihre Stärke. Also geht sie. Fort von Persil, dem imperialistischen Krieg, dem ihr unbekanntem Mörnikke und die paar Schritte weiter zur neuen Zahnbürste.

Auf dem Rückweg hat sie ihn vergessen. Hängt in Gedanken bei Eduard, bei Josef. Vor allem beim Josef. Der Junge war doch eigentlich immer schon zu sensibel. »Wird bestimmt einmal ein Künstler«, haben die Leute damals gesagt, da war der Josef gerade acht. Ach, wenn bloß der Krieg nicht gewesen wäre, denkt Frau Schnieder. Wenn nur der Krieg nicht gewesen wäre.

Da bemerkt sie den zerlumpte Mann wieder. Jetzt hockt er auf dem Bordstein, hält den Kopf in den schmutzigen Händen und sieht sehr elend aus. Selbst die Schuhe, ja sogar die Socken sind alt und kaputt. Im Krieg war er, hat er gesagt. Der Krieg ...

Frau Schnieder bleibt stehen und richtet den Blick starr geradeaus. Sie guckt und denkt und guckt, ohne etwas wahrzunehmen. Wer nichts sieht, wird nicht gesehen, fällt ihr ein – wo hat sie das gelesen? Jedenfalls ist es wahr: Sie bemerkt andere Leute, die flüchten vor dem Elend des Hockenden und entweder starrend vorbeigehen oder hasten, ohne den Blick vom Bordstein zu heben. Angst, denkt Frau Schnieder. Alle haben sie Angst. Vielleicht vor ihren Schuldgefühlen. Wer nichts sieht, wird nicht gesehen.

Sie atmet, nimmt ihren Mut mit beiden Fäusten, tut zwei große Schritte und plumpst neben den Mörnikke. »Das gehört sich nicht«, sagt Mutter streng im Kopf.

Der Alte sieht auf, erst leer, dann verwundert, und ist eigentlich gar nicht so alt, denkt Frau Schnieder. Vielleicht so alt, wie sie selbst ist.

»Ach, Sie sinds! Jetzt hab ich schon gedacht, die Polente macht wieder ihre Späßchn. Manchmal, wissn Se, scheints, als hättn die sonst nix auf der Welt als die Bettler zum Anpöbeln. Als würd unsereins sich nich genuch schäm. Noch mal, entschuldign Se bitte vorhin meine raue Fragerei wegn was zu essn. Bin das Betteln noch immer nich gewöhnt.«

»Schon vergessen. Ich –« Was will Sie hier? »Sie haben Hunger?«

»Sicher. Aber wer denn nich? Is wohl ne Volkskrankheit. Is in Ordnung, wenn Se auch nix ham.«

»Also ... Geld hab ich keins, das stimmt. Aber –«

»So, Maren«, sagt Mutter im Kopf, »erst machst du den Rock schmutzich und jetzt willst du den Drecklump in die Wohnung lassn. Hab ich dich etwa nich erzogn?«

Frau Schnieder zuckt unmerklich zusammen. Zumindest scheint der Mörnikke nichts zu merken. Mutter ist schon lange tot und diese Stimme, sagt der Doktor, kommt nur, weil sie unsicher ist und auch niemanden mehr hat. Also ignoriert sie Mutter, obwohl sie vielleicht recht hat. Der arme Mann – und wenn es nun der Josef wäre und niemand würde ihm helfen?

»Also ... Darf ich vielleicht fragen ... Haben Sie denn niemanden?«

»Nee. Meine Frau, die Else, die wollt mich nich mehr ham nachm Krieg und allem. Eigentlich

möcht ich gar nich mehr ›meine‹ Frau sagn, auch wenn ses strenggenomm natürlich noch is. Nur wohnt se nich mal mehr hier, is zu ihrer Schwester aufs Land. Ich akzeptiers auch, kanns ihr ja nich vedenk. Ich würd mich auch nich mehr wolln. Was will se mit nem arbeitslosn Trotteln? Verändert hab ich mich auch, hat se gesacht. Recht hat se bestimmt. Nee. Man kanns ihr nich vorwerfn, Frollein. Ja und Kinder, die hattn wir nie. Auch wenn ich ein, zwei gewollt hätt – Ach, entschuldign Se, Frollein. Ich quassel wieder und vergess den gutn Ton. Verzeihn Se bitte. Is nur nich oft, dass einer fracht.«

Da weiß Frau Schnieder nichts zu sagen und schweigt. Sie denkt, sie kennt den gar nicht und erzählt einfach von seiner Else. In ihrem Nacken wärmt die Frühlingssonne Haut und Härchen, während der Boden unter ihr noch ziemlich kalt ist. Um die beiden herum gehen vereinzelt Menschen, sie machen dabei einen großen Bogen um die Sitzenden und schauen ein bisschen höher als geradeaus.

Frau Schnieder ist beschämt aus irgendwelchen Gründen. Und weil der Bordstein der richtige Ort ist für Scham und deren Blicke, zählt Frau Schnieder Grashalme zwischen Steinen. Der Mörnikke neben ihr sagt auch nichts mehr und wartet. Vielleicht ist er das Warten gewöhnt.

»Ich glaub, Sie sind ein netter Mensch«, sagt sie ohne aufzublicken. Als keine Antwort kommt, denn freuen tut es ihn bestimmt, nur erwidern kann man ja doch nichts richtig: »Ich bin übrigens Maren Schnieder.«

»Das freut mich sehr, Frollein Schnieder. Auch dass Se sich so unfein nebn mich gesetzt ham. Mein Name is Herbert Mörnikke.«

»Kommen Sie, Herr Mörnikke. Geld hab ich nich, aber Brot ist noch da. Außerdem macht alleine essen ja doch keinen Spaß.«

So nimmt Frau Schnieder den neuen Bekannten die paar Schritte mit zu ihrer Wohnung. Weil er sich so freut und auch so ehrlich lächeln kann, denkt sie nicht mehr nach, ob er wohl ein Gemeiner ist und ob sich das nun gehört oder nicht. Selbst Mutter schweigt im Kopf. Und das, denkt Frau Schnieder, ist ja bestimmt ein gutes Zeichen.

Kapitel 4